

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 8

Artikel: Das unheimliche Gesetz der Serie
Autor: Müno, Kurt
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752193>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das unheimliche Gesetz der Serie

VON KURT MUNO

Jeder Arzt kennt aus seiner Praxis den Fall, daß sich bei ihm frühmorgens ein Patient mit einer Krankheit meldet, die er seit Wochen, seit Monaten nicht behandelt hat, während am gleichen Tage noch drei oder vier weitere Patienten mit der gleichen Krankheit bei ihm erscheinen, — wohl gemerkt, es ist dabei von keiner ansteckenden Krankheit die Rede. Man hat die Beobachtung gemacht, daß eine Krankheit wie die Blinddarmentzündung serienweise auftreten kann, Epidemien pflegen oft an voneinander weit entfernten Orten gleichzeitig auszubrechen, auch wenn von einer Verschleppung der Ansteckungskeime keine Rede sein kann. Jeder Verleger kennt die Tatsache, daß ihm oft zu gleicher Zeit Manuskripte von verschiedenen Verfassern über das gleiche Thema angeboten werden, ohne daß dabei von einer gegenseitigen Beeinflussung gesprochen werden kann. Der Volksmund, der oft der Ausdruck einer unbewußten feinen Beobachtungsgabe ist, hat dafür das Wort geprägt: «Es liegt in der Luft.» Wir kennen Serien von Unglücksfällen: vor zwei Jahren zum Beispiel ereigneten sich in Abständen von nur wenigen Tagen Eisenbahnunglücke in Deutschland, Ungarn und Frankreich, von denen jedes zahlreiche Todesopfer forderte. Am 21. Oktober 1930 verunglückten auf dem Wilhelmsschacht zu Alsdorf 271 Bergleute tödlich, wenige Tage darauf ereilte auf der Grube Maybach bei Saarbrücken 94 Bergleute der Schlagwettertod.

Wir pflegen im allgemeinen solche Zusammenreffen mit einem Ahselzucken abzutun und von Zufällen zu sprechen. Und doch wird es uns manchmal unheimlich zu Mut, wenn wir in vielen dieser Zufälle das Walten einer inneren, unenträtselten Gesetzmäßigkeit spüren. Das große, unerschlossene Gebiet des Zufalls hat von jeher unsere Philosophen und Naturwissenschaftler gereizt, und doch ist es ihnen trotz vieler Untersuchungen und

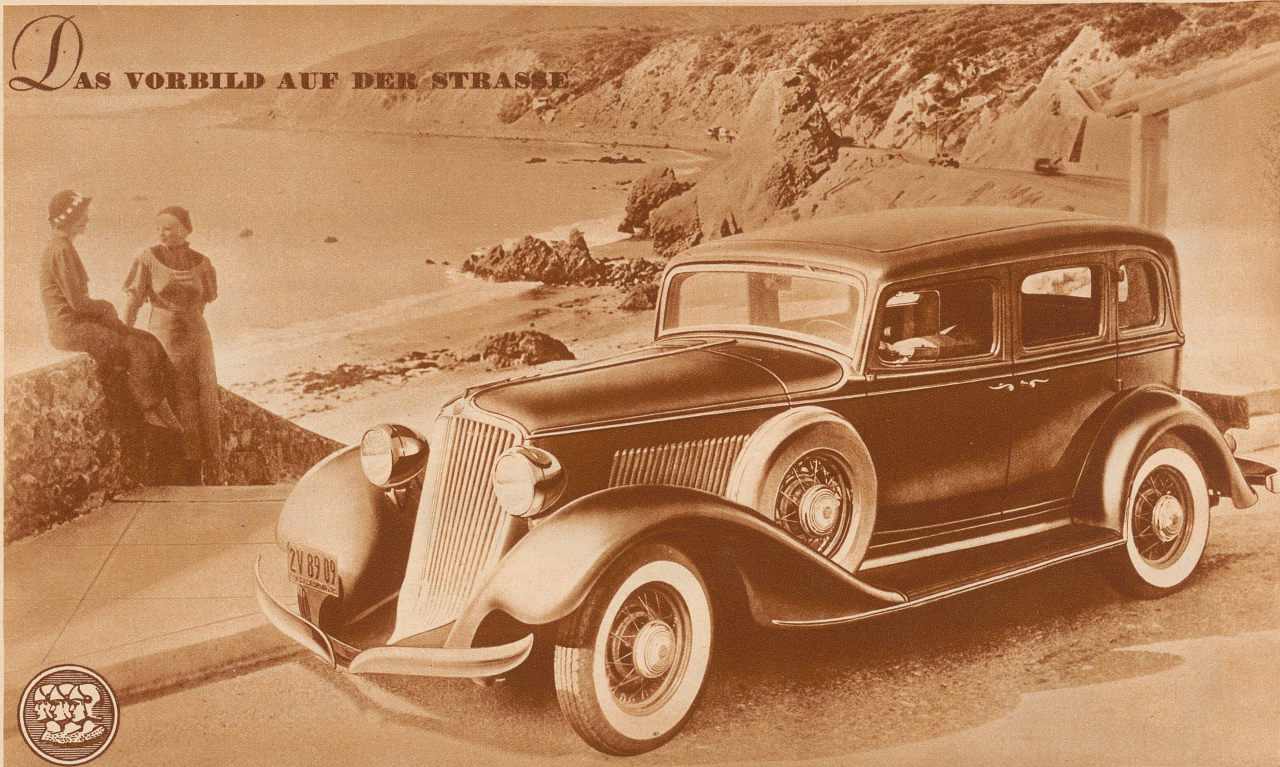
Theorien nicht gelungen, über seine Grenzgebiete hinauszudringen. Und bringt es einer von ihnen einmal fertig, ein kleines Stückchen weiter vorzudringen — wie ein Bruchteil von Millimetern auf einer Strecke von Kilometern erscheint es uns —, dann scheinen sich vor uns plötzlich Gebiete und Ausblicke aufzutun, vor denen wir schauernd stehen.

Jeder Kriminalist weiß aus der Praxis, daß es Verbrechen gibt, die «in Serie» vorkommen. Ein Mordfall, der sich unter ganz besonderen Umständen abspielte, findet in kürzester Zeit manchmal Nachfolger, die sich unter ganz gleichen Begleitumständen ereignen. Selbstmorde können ansteckend wirken, man spricht ja sogar von Selbstmordepidemien. Die Kriminalstatistik lehrt uns, daß die höchste Zahl der Selbstmorde in jedem Jahr ungefähr in der gleichen Zeit erfolgt. Aus der Geschichte ist die Selbstmordepidemie von Milet bekannt: ein junges Mädchen erhängte sich eines Tages, ohne daß man die Ursache zu dieser Tat hätte finden können. Dies Beispiel wirkte ansteckend, und die Zahl der jugendlichen Selbstmörderinnen stieg in der Stadt in so erschreckender Weise, daß die Stadtväter keinen anderen Rat wußten, als anzukündigen, sie würden die nächste Selbstmörderin nackt am Stadttor aufhängen lassen. Von diesem Augenblick an war die Epidemie mit einem Schlag verschwunden. Wir haben es hier mit einer typischen Massenpsychose zu tun, der wir in der Geschichte öfters begegnen. Eine der seltsamsten ist die sogenannte «Beißepidemie», die im Mittelalter in vielen Klöstern Europas ausbrach. Irgendwo in einem Kloster hatte eine junge Nonne eine andere in einem Anfall geistiger Gestörtheit in die Wange gebissen. Diese seltsame Übung fand Anklang und machte die Runde durch ganz Europa, bis sie, ebenso schnell wie sie gekommen war, plötzlich wieder verschwand. Hierzu gehört auch die Tanzwut, die ganze

Völker befallen kann, — so ist beispielsweise überliefert, daß sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Frauen und Mädchen von Paris über dem Grabe eines beliebigen Priesters der Tanzraserei hingaben, bis man sich nicht anders zu helfen wußte, als den Friedhof für den allgemeinen Verkehr zu sperren.

Können wir bei diesen Ereignissen eine Erklärung darin finden, daß wir sie auf einen «Massenwahn» zurückführen, der — ähnlich wie Bakterien für den Körper — Ansteckungskeime für den Geist in sich trägt? Aus der großen Fülle der Beispiele mögen nur zwei hier stehen. An den Brand des Wiener Ringtheaters bei der Aufführung von Hoffmanns Erzählungen schloßen sich eine Reihe von Katastrophen, die alle mit dem Namen Offenbach verknüpft sind. Offenbach wurde daher von vielen seiner Zeitgenossen für den «Mann mit dem bösen Blick» gehalten, der überall, wo er auftauchte, Unglück mit sich brachte. Die Beweise dafür waren überzeugend und unheimlich genug: Das Mitglied der Pariser Oper, Mme. Livry, verbrannte bei der Aufführung des Balletts «Der Schmetterling», dessen Musik Offenbach geschrieben hatte; auf der Generalprobe zu seinem «Schäfer» kam Fräulein Fraesy durch eine Gasexplosion ums Leben. Bei einer Soiree in Poitum fing das Kleid einer jungen Dame Feuer in dem Augenblicke, als Offenbach ihr Komplimente machte. Die Furcht vor dem bösen Blick des Komponisten war so groß, daß beispielsweise Théophil Gautier, der große Dichter und Kunstkritiker, es nicht wagte, sich ein Werk von Offenbach anzuhören.

Ein Beispiel aus einem andern Gebiet: in diesem Jahre starb in Schottland Kapitän Leach, der unter den Seeleuten aller Völker als «Todessegler» bekannt war. Die erste Fahrt, die dieser Kapitän unternahm, endete mit einem Schiffbruch, — es war die erste Katastrophe einer langen Reihe: nicht weniger als 32 Schiffe gingen unter



GRAHAM Automobilwerke Franz A.-G.
Badenerstraße 313 • ZÜRICH • Telephon 52.607
Vertreter und Service-Garagen in allen Kantonen

seinem Kommando unter. Es kam so weit, daß kein Matrose mehr aufzutreiben war, der eine Seereise unter Leach gewagt hätte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als seinen Beruf aufzugeben und sich auf eine Farm nach Schottland zurückzuziehen.

Im psychologischen Laboratorium der Universität London hat man vor wenigen Jahren mit zwei Zwillingen Experimente angestellt, die wohl einzig dastehen dürften. Die Brüder besitzen eine verblüffende Ähnlichkeit, haben die gleiche Größe, gleiches Haar und gleiche Augenfarbe. Selbst der Klang der Stimmen ist nicht zu unterscheiden. Der Entwicklungsgang der beiden jungen Leute war insofern bemerkenswert, als sie die gleichen körperlichen und geistigen Veranlagungen zeigten und sie in genau übereinstimmender Weise entwickelten. Die Brüder wurden in verschiedene Zimmer gesetzt, und man gab ihnen eine mathematische Aufgabe zu lösen und einen englischen Text zum Übersetzen ins Französische. Das Ergebnis der Versuche war überraschend. In den Aufgaben der Zwillinge wurden genau die gleichen Fehler gefunden. Von einem anderen Zwillingenbrüderpaar wird berichtet, daß der eine von ihnen infolge großer seelischer Erschütterungen in wenigen Wochen ergraute, während sich bei dem anderen, der in einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern von ihm wohnte und der nicht die geringste Ahnung von den Erlebnissen seines Bruders hatte, in denselben Tagen die ersten Spuren weißer Haare zeigten. Wo hört hier der Zufall auf, wo fängt die Gesetzmäßigkeit an? Wir wissen es noch nicht.

Der alte Aristoteles definierte vor 2000 Jahren den Begriff des Zufalls so: «Zufall ist die Ursache von allem, was aus einer beabsichtigten Handlung unbeabsichtigt entsteht.» Auch wir wissen heute noch keine bessere Erklärung als der griechische Weise. Das einzige, das sich unserer Erkenntnis erschlossen hat, ist, daß es Dinge gibt, die dem Zufall entzogen sind.

Niemand weiß, ob es unserer Wissenschaft gelingen wird, die Gesetzmäßigkeiten aufzudecken, die sich heute noch unter dem Mantel des Zufalls verbergen. Ein Dichterwort sagt: «Es gibt keinen Zufall, und was uns blindes Unglück nur dünkt, steigt aus den tiefsten Quellen.» Werden sich diese tiefsten Quellen uns je erschließen? Werden wir jemals geeignetes wissenschaftliches Handwerkszeug besitzen, das uns befähigt, die Grenzen, die unserer Erkenntnis gesetzt sind, zu überschreiten? Auf diese Frage gibt es keine Antwort. Doch die beharrliche Tatkraft, mit der die Wissenschaft ihren Aufgaben nachgeht, läßt uns hoffen, daß wir auch in dieser Richtung Neuland erobern werden, einen kleinen Beitrag zur Beantwortung der großen Frage, die ungelöst über jedem Leben steht: die Frage nach dem Lebensgrund!

DIE ÜBERRASCHUNG Von Laszlo Segesdy

Vor einem der vornehmsten Juwelengeschäfte der Ringstraße — begann der Detektivchef Harry seine Erzählung — hielt eines Tages, gegen zehn Uhr vormittags, ein sehr elegantes Auto, dem ein ungefähr vierzigjähriger, stattlicher Husarenoberst entstieg. Er wechselte einige Worte mit dem Chauffeur und trat dann in das Juwelengeschäft ein. Den rechten Arm trug der Offizier in einer Schlinge. Dem Verkäufer sagte er, er wolle wegen eines größeren Kaufes mit dem Chef selbst sprechen. Und er übergab dem Gehilfen seine mit einer Krone geschmückte Visitenkarte, auf der stand: Graf Karl Villemont.

Der Juwelier — nennen wir ihn Karl Sas — war im nächsten Augenblick dienstbereit zur Stelle.

«Bitte, nehmen Sie das Brillantenkollier aus dem Schaufenster herein. Ich habe Interesse dafür.» Bald lag das kostbare Geschmeide vor dem Grafen auf dem Verkaufspult.

Der Graf griff mit der linken Hand lässig nach dem Schmuckstück und prüfte es.

«Es ist schön. Und der Preis?»

«Im Vergleich zu seinem Wert ein wahres Geschenk. Zehntausend Dollar, bitte, rund zehntausend Dollar...»

Im Gesicht des Grafen erschien ein feines Lächeln, als er sagte:

«Nach Ihren Worten glaubte ich tatsächlich, das Kollier wäre billig, es ist aber ziemlich teuer. Aber gleichviel, ich brauche es, und deshalb will ich nicht erst feilschen. Auf einen so hohen Betrag war ich jedoch nicht vorbereitet. Schauen wir einmal...»

Er zog mit der linken Hand seine Brieftasche hervor, legte sie auf den Tisch und zählte die Banknoten. Das Gesicht des Kaufmannes verzog sich zu einem zuvorkommenden Lächeln.

«Oh, bitte, bitte...»

Der Graf schloß die Brieftasche wieder und ließ sie in seine Tasche zurückgleiten.

«Ich wußte es ja! Ich habe ungefähr zweitausend Dollar bei mir, doch muß ich noch verschiedene Einkäufe machen, da ich morgen verreise. Nun, der Sache ist aber leicht abzuwehren. Darf ich um ein Briefpapier bitten?»

«Leider könnte ich nur mit Geschäftspapier dienen», entgegnete der Juwelier zuvorkommend.

«Oh, das genügt, mein Chauffeur wird es zustellen.»

Ein Diener brachte Papier, Tinte und Feder, der Graf warf einen Blick auf seinen lahmen rechten Arm und wandte sich an den Kaufmann:

«Möchten Sie nicht selbst so gut sein... Ich werde Ihnen einige Zeilen für meine Frau diktieren.»

«Bitte, sehr gerne.»

Der Graf aber diktierte nachlässig:

«Mein Lieb, ich brauche zwecks dringender Einkäufe unbedingt noch zehntausend Dollar. Bitte, gib das Geld in ein Kuvert und schicke es mir sofort mit dem Ueberbringer dieser Zeilen. Du kannst es ihm ruhig anvertrauen. Ich warte hier im Geschäft. Eine Überraschung! Karl.»

Der Juwelier kuvertierte den Brief und überreichte ihn dem Grafen.

«Ich danke Ihnen. Mein Chauffeur wird in einigen Minuten wieder zurück sein.»

Und der Graf übergab, vor den staunenden Blicken der Angestellten, den Brief seinem Chauffeur.

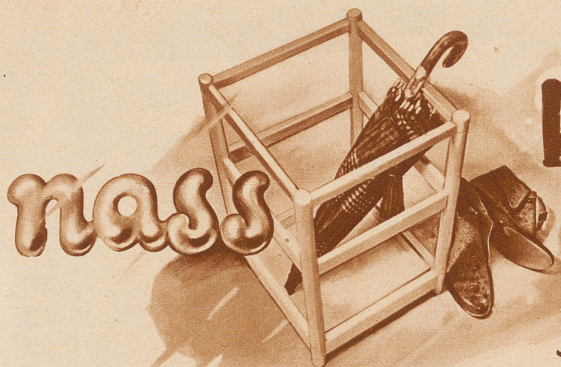
Das Auto fuhr davon, und der Graf erzählte auf höfliches Befragen des Kaufmannes, daß er sich die Verwundung an der französischen Front geholt habe, wo ihm der Unterarm zerschmettert wurde.

«Es ist ziemlich unangenehm, denn ich muß jeden Brief durch meine Frau oder meine Sekretärin schreiben lassen, auch solche, die ich am liebsten selbst erledigen würde.» Und er lächelte dazu.

Das Auto kam zurück. Der Chauffeur trat ins Geschäft, grüßte stramm, überreichte den Brief und entfernte sich. Der Graf riß den Briefumschlag auf und zählte die darin befindlichen zehntausend Dollar dem Juwelier vor. Dann übernahm er das sorgfältig eingepackte Schmuckstück und entfernte sich. Der Juwelier Karl Sas rieb sich zufrieden die Hände, denn er hatte ein gutes Geschäft gemacht. Er schwamm noch in seinem Freudentaumel, als er von einem seiner Angestellten ans Telefon gerufen wurde.

«Hallo! Hier Karl Sas... Nun, was gibt es?» sagte er, als er die Stimme seiner Frau erkannte. «Nun, was gibt es?... Wie?... Du hast mir das Geld geschickt? Welches Geld?... Ich habe keines bekommen, natürlich habe ich keines bekommen!... Eine Überraschung?... Das ist nicht wahr! Das ist ein Betrug! Ein Raub!... Wie?... Natürlich habe ich ihn geschrieben!... Oh, ich Esel!... Verzeihe mir, ich muß sofort die Polizei verständigen...»

«Die Polizei hat er aber natürlich vergebens verständigt», beendigte der Detektiv seine Erzählungen, «denn der Betrüger hatte mit seinem Auto und dem wertvollen Schmuck schon längst das Weite gesucht.»



kalt

Jetzt NIVEA!

Denn dieses Wetter, heute feucht, morgen kalt, dann windig, dann — leider nur zu selten — auch mal sonnig, das erfordert für Ihre Haut einen besonders guten Schutz. Deswegen schon vorbeugen! Allabendlich, aber auch am Tage, bevor Sie ins Freie gehen, Gesicht und Hände gründlich mit Nivea-Creme einreiben. Dann bleibt Ihre Haut widerstandsfähig gegen Wind und Wetter und bekommt jenes zarte, feine Aussehen, das wir bei der Jugend so gern bewundern.

Sie brauchen nur eine Packung, denn Nivea-Creme ist Tages- und Nachtcreme zugleich. Sie dringt infolge ihres Gehaltes an Euzerit tief in die Haut ein und hinterläßt keinen Glanz.

* Dosen Fr. 0.50 bis Fr. 2.40, Tuben Fr. 1.— und Fr. 1.50
Vollst. in der Schweiz hergest. durch Pilot A.-G., Basel

